

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 19 (1915)  
**Rubrik:** Betrachtungen von heute

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

einen einfachen Naturvorgang zum glücklichsten Stimmungsbilde zu verwerten weiß, wie in den Stücken „Die einsame Urve“, „Der Dorfbrunnen“, „Abendstimmung“, „Abend im Gebirge“, „Mein Baum“ und ähnlichen, vor allen Dingen auch das Liedchen „Der Schmetterling“, dessen Wiedergabe ich mir und unsern Lesern nicht versagen will.

Ich schaute vom Hügel am Rheine  
Hinaus in das Sommerland  
Bis fern, wo im blauen Scheine  
Das weiße Gebirge stand.  
Groß über dem Erdengefilde  
Der strahlende Himmel hing  
Und mitten im weiten Bilde  
Ein irrender Schmetterling.  
Auf Flügeln immer mattern  
Ins graue Einerlei  
Sah ich den Schmetterling flattern  
Am Himmel und Erde vorbei.  
Ich mußte mich zitternd fragen,  
Ob das meine Seele sei,  
Von suchenden Schwingen getragen  
Am Erde und Himmel vorbei.

Gleich vollwertigen Zeugen eindringlicher Bildkraft und seelischer Vertiefung begegnen wir dann auch in einer stattlichen Anzahl von Dichtungen, die der Ausübung seiner Dichtkunst oder dem sehnüchti gen Andenken an die Jugendzeit, vor allem auch der fast wehmuts- trunkenen Erinnerung an das verlorene Mutterherz gewidmet sind, kostbaren gefühlssinnigen Gaben, wie etwa „An meine alte Zither“, „Kind, du sollst mich nicht beneiden!“, „Da ich den Namen schreibe“, „Beim Bittgang“, „Die Paradiesesgrenze“, „Ulmsee“, „Wenn die Mutter dort noch weilte!“, „Standbild“, „Ver- giß nicht deine alte Mutter!“, „Wenn ich die liebe Zither spiele“ und „Am Allerseelentag“. Und zu wiederholten Malen gibt auch die Harfe der Heimatliebe einen vollen und tiefen Klang, so in den Liedern

„Meiner Heimat Berge“ und „Verklärung im Gebirge“. Eine Schöpfung sinnig-intimer Betrachtung ist das Gedicht „An den Baum vor meinem Fenster“ oder die innig und feierlich verfliegende Weise „Ich höre oft in Nächten“. Ein Erzeugnis monumentaleren Stils, wie er uns bei dem auch als Dichter mehr volkstümlich sich gebenden Bündner Pater nur selten einmal zuteil wird, ist dann die großzügig erfundene und geschaute Vision „Auf dem großen Friedhof“ mit dem wichtigen Ausklang der Schlußtrophe:

Still in meinen Sarg leg ich mich nieder;  
Satt an altem Haß, an alter Lust,  
Falt' ich meine Hände auf der Brust:  
Engel Gottes, schlummern laß mich wieder!

So strömt uns aus diesem Dichterlebensbuch, das ein äußerer Anlaß aus der stillen Zurückgezogenheit der verschwiegenden Klosterzelle zum öffentlichen Leben unter die vielen feilschenden Stimmen des lärmenden literarischen Marktgetriebes wachgerufen hat, ein selten milder und beruhigender Hauch poetischer Offenbarungen entgegen, deren Wurzeln und Reime nicht von dieser Welt sind, deren vielgestaltige Blüten und treffliche Früchte aber doch auf dem lebenswarmen Heimatboden inniger Betrachtung und Liebe zu Natur und Menschheit gediehen sind und dort ihre irdische Gestalt, Fülle und Reife, ihren wohlautenden, künstlerischen Klang gewonnen haben. Es ist das Lied seiner eigenen Seele und seines gemütvollen Menschentums, das Maurus Carnot uns in diesen Blättern, als sein bestes Gut und Teil, gesungen und geschenkt hat, und die Anerkennung, die all sein poetisches Wirken verdient, wird auch dieser besonders persönlichen, lyrischen Gabe nicht vorenthalten bleiben!

Dr. Alfred Schaer, Zug.

## Betrachtungen von heute.

### 5. Gegner und Feinde.

Nachdruck verboten.

Wer niemandes Feind ist, kann gleichwohl Feinde haben. Feindschaft ist nur eine besondere Art von Gegnerschaft, und Gegnerschaft gibt es überall; sie ist immer gegenseitig, ihre Ausartung zur Feindschaft kann auch einseitig sein.

Es gibt kaum zwei Menschen, die nicht in wenigstens einer Sache Gegner sind. Je größer sein Interessenkreis ist, desto vielfältigere Gegnerschaft muß der einzelne finden. Wagnerianer und Anti-wagnerianer standen sich im müßiglieben-

den Wien streitbar gegenüber, und die Gegenäglichkeit vermochte Freundschaften und Familien zu verzwischen. Die Stellungnahme zur Malmode, Bau-mode, Kleidermode, die Beziehung zu Ritus und Staatsform bringen ebenso viele bindende wie trennende Momente. Am tiefsten greifen wohl politische Geschehnisse von menschlicher Wesenheit, und die Dreyfusaffäre lebt heute noch in ihren trennenden Folgen nach. Näher als politische und Geschmacksfragen stehen vielen Menschen ihre Eigeninteressen materieller Art. Und so viele Interessen, so viele Gruppen von Gegnern.

Wäre alle diese Gegnerschaft Feindschaft, dann stünde es unerlebbare schlimm um uns, und der Begriff des Friedens wäre uns fremd geblieben. Dem ist nicht so. Selbst der Choleriker feiert Zornpausen. Und der Gütige, Einsichtige erlebt eigene Feindseligkeit fast nie. Er kämpft wohl für sein Brot, seine Idee, aber er begreift, daß in der ewigen Neuerwerbung andere das Fallende noch stützen, das Zukünftige schon vorbereiten wollen. Daß Idealismus nicht nur bei ihm, sondern auch im andern Lager besteht. Er bemüht sich, seinen Gegner zu begreifen, aus Erkenntnisdrang, aus Gerechtigkeitsinn, aus strategischem Können. Er begegnet ihm ohne Hemmung, er liest seine Zeitung und seine Bücher und freut sich an der Schönheit, die sein Suchen erschließt, und erleidet häßliche Kleinlichkeit, wo immer er solche findet. Aber er steht im Nahkampf Aug in Auge und verbleibt nicht in ferner Abgeschlossenheit. Darum kann ihm auch der Gegner in einer Sache der willkommene Mittämpfer in einer andern sein. Mit der Arbeiterpartei bekämpft er Uebergriffe des Kapitalismus, gegen sie verteidigt er Individualrechte, und mit dem Anti-X genießt er vielleicht gemeinsam die wenigen verständliche Musik des Y.

Diese unfeindliche, häßfreie Gegnerschaft, die einzig das Zusammenleben von Menschen ermöglicht, erfordert nicht nur gütiges Klugsein. Auch guter Wille und Arbeitskraft gehört dazu. Der Gegner ist stets ein interessantes, wichtiges und ernst zu nehmendes Objekt des Studiums und der Beobachtung. Mit dem „unter uns

sein“ von Partei und Kastengenossen fordert man weder sich noch seine Sache.

Eine gute Schule für in modernem Sinne ritterliche Gegnerschaft bietet der Wettkampf im Sport und Spiel. Auf dem Tennisplatz, im Boot, am Billardtisch und auf dem Schachbrett kann sich manch einer unererbte Möglichkeiten anzüchten, die ihn für würdige Kampfführung geeigneter machen. Die Erziehungs kraft des Spiels zeigt da ihre Wertfülle. Auch das praktische Berufsleben bringt seinen Gegensatz von Konkurrenz und vom Zusammenschluß der Konkurrenten in gemeinsamen Berufsfragen. Gegnerschaft und Kameradschaft zugleich aus dem gemeinverständlichsten Erreggrund materieller Interessen.

Eine Vielheit an Interessen schafft also nicht nur eine Vielheit an Gegnerschaft, sondern auch eine Vielheit an Partnerschaft. Und das gilt auch für ganze Länder und Völker. Worauf es ankommt, das ist, Gegenseite zornlos zu erleben und der Gemeinsamkeit stets eingedenkt zu bleiben auch dann, wenn der Gegensatz zu Kampf und Krieg sich steigert. Denn auch zwischen Kriegsgegnern besteht Gemeinsamkeit wichtiger Art, die aus Nachbarschaft, Sprachgemeinschaft, Handel und Wissenschaft folgt und schon im Ziele des Krieges, das stets ein möglichst unbedrohter Frieden sein wird, sich ausdrückt. Aber auch während des Krieges selbst waltet eine gegenseitige Gemeinsamkeit in der Fürsorge für Verwundete, Gefangene und Internierte.

Der Hasswille macht jede Gegnerschaft zur Feindschaft. Feindschaft will den Gegner schmähen und herabsetzen, müht sich nicht, zu verstehen, daß auch der Gegner für Interessen eintritt, die ihm wichtig sein müssen, und wehrt sich gegen Aufklärung, die wesentliefer und auch siegbringender wäre als die strategische Aufklärung durch Flieger und Patrouille. Siegbringender oder friedensbringender.

Feindschaft ist ohne Würde. Zu den Waffen fügt sie Worthäckeln, die den künftigen Frieden erschweren und vergiften. Solche Worte ohne Adel können mehr Böses verüben, als Gutes oder Böses durch Taten verübar ist. Die

Waffe der Sprache fordert Ueberlegenheit über eigenes Empfinden, sonst wird aus der geschmeidigen Klinge eine grobe Schaufel, die im Schlamme wühlt.

Wer immer sich in seinen Worten mei-

stert, steht hoch über dem schimpfenden Kriegsvolk und dem lästernden Pöbel, und wer seine Gegnerschaft nie zur Feindschaft werden lässt, der bleibt im Kriege für den Frieden gerüstet.

### 6. Meine Hände

Ich wollte, meine rechte Hand  
Gehörte Frankreich und Engelland  
Und daß doch bliebe die linke Hand  
Deutschland und Wienertum anverwandt.  
Dann würde ich beide naherücken  
Und Hand an Hand behutsam drücken,  
Bis sich die Hände fest umfassen  
Und nicht mehr von einander lassen,  
Eh' alle Finger voll Vertrauen —  
Und dann begännen die Hände zu bauen!

Felix Beran, Zürich.

## Madleh.

Novelle von Carl Senn, Basel.  
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Madleh hatte sich hastig erhoben, als wollte es einem schnellen Einfall Folge geben. Doch ratlos setzte es sich wieder. Willem mußte den Weg finden! Sie hatten so viele Jahre gewartet auf ihr Glück: wie still und bescheiden es auch wäre, sie wollten es dankbar und froh herbergen... Aber wenn es keines mehr für sie gäbe und... und er dennoch käme und sie dann gleichwohl miteinander leben sollten... „Nein!“ Madleh leuchte es heißer, und der kalte Schweiß brach hervor. In die welken Züge seines gelben Gesichtes schlich ein leises Härmeln ein, an das es sich mehr und mehr verlor. Draußen glänzte silbern der Schnee, warf den blendenden Widerschein durch das Fenster und umfloß die eckige Gestalt der alten Braut, die des Bräutigams wartete in summenschwüler Sehnsucht. Es konnte und durfte nicht sein! Was bisher gezwungenermaßen sein Lebenszweck hatte sein müssen, das wollte Madleh um keinen Preis für den vollen Inhalt seines Daseins hinnehmen. War auch das bisher unter Verzicht auf alles, was seine jungen Jahre hätten fordern dürfen, Gelebte zum endlichen Abschluß gelangt, so wollte es nun doch nicht von den kommenden Tagen aus bloß immerfort eine

Rückschau halten auf das Vollbrachte und in einer sonderlichen Leistung für sein Entbehren und kämpfen sich einen Ersatz vorzutäuschen suchen. Nein, es brannte vielmehr, von der bösen Vergangenheit erlöst, an der Stelle nochmals zu beginnen, wo sein Leben in ungewöhnliche Bahnen hineingewiesen worden war. So allein war ihm ja auch nur möglich geworden, das zu vollbringen, was es begonnen, als in seiner Seele eine Hoffnung aufzudämmern anfing. Dies war an jedem Tage gewesen, als das fremde Weib ins Haus getreten mit einem nur wenig Wochen alten Kindlein in den Armen. Um einen Platz hatte es gebeten zu kurzem Verweilen. Im Winkel, dem Fenster gegenüber hatte es sich niedergelassen, das Bündel, darein das Menschlein eingewickelt war, in den Schoß gelegt. Das sorgengefürchte Gesicht der Frau hatte blaß und schmal aus dem dunklen Kopftuch hervorgeschaut, und zufend und bang hatten zuweilen die großen Augen den Weg über die Berg Höhe ermessen. Je länger sie hingesehen, desto unruhiger war sie geworden. Wie sich's in ihrem Schoße dann geregt, hatte sie sich lieblich über das Kindlein geneigt. Lange war sie in dieser